

Predigt am 10. Sonntag nach Trinitatis, 24.8.2025, Erlöserkirchengemeinde Düsseldorf (SELK)

Markus 23,28-34:

²⁸ Es trat zu Jesus einer der Schriftgelehrten, der ihnen zugehört hatte, wie sie miteinander stritten. Als er sah, dass er ihnen gut geantwortet hatte, fragte er ihn: Welches ist das höchste Gebot von allen? ²⁹ Jesus antwortete: Das höchste Gebot ist das: „Höre, Israel, der Herr, unser Gott, ist der Herr allein, ³⁰ und du sollst den Herrn, deinen Gott, lieben von ganzem Herzen, von ganzer Seele, von ganzem Gemüt und mit all deiner Kraft“ (5. Mose 6,4-5). ³¹ Das andre ist dies: „Du sollst deinen Nächsten lieben wie dich selbst“ (3. Mose 19,18). Es ist kein anderes Gebot größer als diese. ³² Und der Schriftgelehrte sprach zu ihm: Ja, Meister, du hast recht geredet! Er ist einer, und ist kein anderer außer ihm; ³³ und ihn lieben von ganzem Herzen, von ganzem Gemüt und mit aller Kraft, und seinen Nächsten lieben wie sich selbst, das ist mehr als alle Brandopfer und Schlachtopfer. ³⁴ Da Jesus sah, dass er verständig antwortete, sprach er zu ihm: Du bist nicht fern vom Reich Gottes. Und niemand wagte mehr, ihn zu fragen.

I.

Liebe Gemeinde, wie schön, dass es hier – gerade auch nach dem vorangegangenen Streitgespräch zwischen Jesus und den fachgelehrten jüdischen Theologen – zu einer **Verständigung** kommt! Hier treffen nicht zwei Gegner mit unterschiedlichen Weltanschauungen aufeinander. Vielmehr gibt es zwischen Jesus und dem Schriftgelehrten große Gemeinsamkeiten im Blick auf ihren jeweiligen Glauben. Einig sind sich beide darin, dass es Gott gibt und dass er als unser Schöpfer einen Anspruch auf unser Leben hat. Dabei geht es beiden darum, was im Kern den Willen Gottes ausmacht.

Verständigung – wie wichtig und nötig ist sie für unser Zusammenleben. Denn die Welt ist ziemlich kompliziert. Darum gibt es an allen Ecken und Enden Missverständnisse und Abgrenzung. Und so ist die Versuchung groß, unter seinesgleichen zu bleiben und sich in der eigenen „Blase“ einzurichten. Dort meint man, Sicherheit und Geborgenheit finden zu können. Da weiß man sich zugehörig. Da gibt es „uns“ und „die anderen“, und gegen diese „anderen“ werden dann Zäune und Mauern aus Worten hochgezogen, und mit der Zeit wird diese „Aus-Grenzung“ zur neuen Wirklichkeit.

Seit dem letzten Allgemeinen Pfarrkonvent gibt es unter unseren Pastoren oder auch zwischen Gemeindegliedern und Pastoren welche, die nicht mehr miteinander reden. Jemand, der am Infostand einer Partei für die Kommunalwahl stand, erzählte mir dieser Tage, wie ein Passant ohne jede Vorwarnung so mit Worten auf ihn losgegangen war, dass einige schon die Polizei rufen wollten. Jeder Versuch, mit ihm in einen Dialog zu treten, sei sofort von ihm laufstark und aggressiv unterbunden worden. Auch in unserer eigenen Gemeinde ist es ein anspruchsvoller Prozess, im Blick auf unser „Bauvorhaben ‚Pfarrhaus‘“ eine Verständigung über die unterschiedlichen Gesichtspunkte zu erreichen. Denn faires Aufeinanderhören, sachliches Fragen und Antworten, das Bemühen um gegenseitiges Verstehen verstehen sich nicht von selbst. Wenn das aber schon da so schwierig ist, wo wir eine breite gemeinsame Basis haben in unserem Glauben oder auch im demokratischen Ringen um das Wohl unseres Landes und die Zukunft unserer Kinder, wie viel schwieriger ist das dann, wenn es um unterschiedliche nationale und wirtschaftliche Interessen oder um religiöse Fragen geht?

II.

Auch Markus berichtet in seinem Evangelium immer wieder von Streitgesprächen zwischen Jesus und den jüdischen Theologen. Gerade zuvor hatten sie Jesus mit der Frage, ob es recht sei, dem heidnischen Kaiser in Rom Steuern zu zahlen, eine Falle stellen wollen. Andere hatten danach einen Streit über das richtige Verständnis der Auferstehung begonnen. Doch bei dieser Begegnung zwischen Jesus und dem Schriftgelehrten hier weht ein spürbar

anderer, ein friedlicher Geist – wie schön! Dabei gehört der Schriftgelehrte eigentlich zur „anderen“ Seite. Doch er will nicht einfach die Urteile seiner Gruppe übernehmen, sondern sich seine eigene Meinung bilden. Das ist vielleicht schon der Beginn des Verstehens: das Schubladendenken verlassen, die Freiheit der Gedanken in Anspruch nehmen, die Vorgaben hinterfragen. Mit dieser Einstellung ist der Schriftgelehrte offen für Jesu Sicht der Dinge. Damit folgt Schritt zwei einer Kommunikation des Verstehens: Er fragt. Er fragt nach. Wenn wir einmal darauf achten, fällt es vielleicht auf: Wir fragen zu wenig und urteilen zu viel. Nachfragen öffnet Türen des Verstehens, das Werten macht sie zu. Jesus antwortet auf die Frage des Schriftgelehrten: „*Welches ist das höchste Gebot von allen?*“ (v. 28) Mit meinen Worten: Was macht im Kern den Willen Gottes aus? Wie Jesus möchte er ja mit seinem Leben diesem Willen Gottes entsprechen. Aber das ist sehr kompliziert und anspruchsvoll. Mit seinen Fachkollegen hat er seine Bibel genau erforscht und ist auf nicht weniger als 613 Gebote gekommen! Aber die können doch nicht alle gleich wichtig sein.

In der Tat hat die christliche Kirche die meisten dieser Gebote über Bord geworfen. Nicht nur die Speise- und Reinigungsvorschriften sind für uns nicht mehr maßgeblich. Selbst die Zehn Gebote haben wir nicht eins zu eins von den Juden übernommen. Das Sabbatgebot etwa beziehen wir jetzt auf den Sonntag, und dabei geht es für uns nicht um ein Verbot zu arbeiten, sondern darum, die von Gott geschenkte Freiheit zur Gemeinschaft mit ihm wahrzunehmen. Vom Bilderverbot haben wir uns ganz und gar verabschiedet, denn in Jesus Christus hat Gott ja selbst ein Bild von sich gegeben. Es gibt also durchaus eine Rangfolge bei den Geboten. Das zeigt auch der Vorwurf, den Jesus einmal den Pharisäern und Schriftgelehrten macht, den Musterfrommen im damaligen Israel. Ihnen hält er vor: „Ihr gebt selbst für so winzige Dinge wie Dill, Kümmel und Minze die vorgeschriebene zehnpromzentige Steuer. Da seid ihr eigentlich schon überkorrekt. Das, was Gott am wichtigsten ist, lasst ihr aber außer acht, nämlich das Recht, die Barmherzigkeit und den Glauben“ (vgl. Mt. 23,23).

Auch dem Schriftgelehrten hier antwortet Jesus sehr klar, auch wenn er nicht eines, sondern gleich zwei höchste Gebote nennt. Dabei setzt seine Auslegung des Willens Gottes, wie er in der Tora, den fünf Büchern Mose, offenbart ist, auf Verstand und Überlegung. Damit ist sie konsensfähig. Jesus hat dem Schriftgelehrten eine Brücke zum Verstehen gebaut. Erneut stimmt der zu. Er wiederholt einen Teil des Gesagten und verstärkt ihn sogar: Gott und den Nächsten lieben – das ist mehr als all die Opfer, die ein frommer Jude Gott zur Vergebung seiner Sünden zu bringen hat. Die Verständigung miteinander ist also schon ein beträchtliches Maß vorangekommen. Hier geht es nicht mehr um fruchtlose Haarspaltereien. Das empfindet Jesus auch so. Seine schlichte Antwort betrifft den ganzen Menschen von Kopf bis Fuß. Sie ist so klar und unmissverständlich, dass daraufhin niemand mehr etwas zu fragen wagt (vgl. v. 34).

Mit dieser kurzen Geschichte zeigt der Evangelist: Zwischen der jüdischen Frömmigkeit und dem spezifisch christlichen Denken ist Verständigung möglich. Was für ein positiver Kontrapunkt ist das zu vielen anderen Szenen. Wie ein Lehrstück der Hoffnung wirkt das, ein Lehrstück der Hoffnung in einer Welt der scharfen Gegensätze, der Aggressionen, des Lagerdenkens und der Kontroversen. Es geht also! Das wäre schon einmal die erste wichtige Erkenntnis aus dieser Begegnung zwischen Jesus und dem Schriftgelehrten: Es lohnt sich, in geordnete Prozesse einzutreten auf dem Weg zum Verstehen. Niederschreien, Polemisieren, Abwerten, Ausgrenzen, aufs Eigene pochen – es gibt so viele Verhaltensweisen, die einem Prozess der Verständigung entgegenstehen. Da für ein anderes Denken einzutreten, das ist durchaus eine christliche Tugend.

III.

Doch es geht natürlich auch um die Inhalte. Auch wenn sie besser ist als Krawall: Mit der reinen Harmonie um der Harmonie willen ist es ja noch nicht getan. Sie hält und trägt nicht auf Dauer. Verständigung braucht auch eine inhaltliche Schnittmenge und Übereinstimmung. Dazu zitiert Jesus hier zunächst das Sch'ma Jisrael, das jüdische Glaubensbekenntnis, das ein frommer Jude bis heute jeden Tag betet: „*Höre, Israel, der Herr, unser Gott, ist*

der Herr allein“ (5.Mose 6,4). Mit diesem Bekenntnis stellen wir uns bis heute gemeinsam mit Jesus immer wieder an die Seite des jüdischen Volkes. Dabei macht Jesus sofort klar, dass es bei diesem Bekenntnis nicht bloß um ein theoretisches Anerkennen der Tatsache geht, dass es so etwas wie einen Gott geben muss. Dieses Bekenntnis schließt vielmehr eine persönliche Beziehung ein, die auf Vertrauen und Liebe beruht und den ganzen Menschen umfasst: „*Du sollst den Herrn, deinen Gott, lieben von ganzem Herzen, von ganzer Seele, von ganzem Gemüt und mit all deiner Kraft*“ (v. 30). Dieser Glaube soll also mein Leben prägen. Konkurrenzlos wichtig soll mir sein, was diesen meinen Gott bewegt, was ihn freut und ihn schmerzt, was er sich wünscht und was er verabscheut – so wie es ja auch bei meinem Lieblings-Menschen ist. Damit würde es auch nicht mehr immer bloß um mich gehen, um meine Bedürfnisse und Erwartungen, meine Maßstäbe und Sichtweisen. Ich könnte Gott auch nicht einfach weiter vereinnahmen für meine Urteile und Ziele. Ist dieser Anspruch zu hoch? Ich denke, dass Gott uns solche Liebe zu ihm doch sehr leicht macht. Schließlich zeigt er sich nicht als gnadenloser Tyrann, sondern umfängt uns tagtäglich mit seiner Liebe, seiner Fürsorge, seinem Segen.

Doch nun bindet Jesus dieses Gebot der Gottesliebe geradewegs zusammen mit dem Gebot der Nächstenliebe: „*Du sollst deinen Nächsten lieben wie dich selbst*“ (v. 31). Auch dieses Gebot ist dem Schriftgelehrten natürlich gut bekannt und wird von ihm bejaht. Aber diese Verknüpfung der beiden Gebote ist etwas grundlegend Neues. Jesus interpretiert damit in souveräner Weise, was Gottes Willen im Kern bedeutet.

Die Liebe zu Gott kann nicht ohne Folgen bleiben. Sie wirkt sich aus im Verhältnis zum Nächsten, in der Liebe zu ihm. Ich kann nicht behaupten, ich würde an Gott glauben, ich sei Christ, und gleichzeitig mein Herz vor der Not des Nächsten verschließen. Ich kann nicht behaupten, ich würde an Gott glauben, ich sei Christ, und zugleich meine Nächstenliebe nur auf ganz bestimmte Menschen, vielleicht auch auf ganz bestimmte Bevölkerungsgruppen beschränken. Der Maßstab meiner Liebe zu anderen Menschen soll und darf nicht sein, für wie liebenswert ich sie halte, was sie für mich getan haben, was sie in ihrem Leben so alles gemacht haben. Vielmehr soll der Maßstab meiner Liebe zu anderen Menschen einzig und allein die Liebe sein, die ich mir selber gegenüber hege. Was ich für mich selber erhoffe und wünsche, das soll ich dann auch den Menschen zukommen lassen, mit denen ich in meinem Alltag zu tun habe. Wenn ich es nicht mag, dass andere hinter meinem Rücken über mich reden, dann werde ich das selber auch nicht tun. Wenn ich nicht möchte, dass andere Menschen mir mit Vorurteilen begegnen und mich gleich in bestimmte Schubladen stecken, dann werde ich das selber entsprechend auch nicht tun. Gott erwartet von mir, dass ich sie liebe, denn er hat mich und auch sie doch auch vollkommen vorbehaltlos geliebt und tut das noch.

Wie schön, dass Jesus mit dem Schriftgelehrten eine so weitreichende Verständigung darüber erreichen kann, worum es im Kern beim Willen Gottes geht. Und doch endet das Evangelium zugleich mit einem sehr zurückhaltenden Satz Jesu: Als er merkt, dass der Schriftgelehrte erkannt hat, dass die Liebe zu Gott und die Liebe zum Nächsten das Wichtigste im Glauben sind, wichtiger als alle Opfer im Tempel, da nimmt Jesus ihn nicht einfach in seine Jüngerschar auf, sondern stellt lediglich fest: „*Du bist nicht fern vom Reich Gottes*“ (v. 34).

Warum diese Zurückhaltung? Weil es zwei Paar Schuhe sind, den Willen Gottes zu erkennen und ihn einzuhalten. Wenn wir uns vor Augen führen, was Jesus eigentlich darunter versteht, was Gottes Willen im Kern bedeutet, dann entdecken wir, wie wir immer wieder an diesem Willen Gottes scheitern, wie wir ihn nicht von ganzem Herzen lieben, wie wir unser Leben, unser Denken und Verhalten immer wieder nicht von ihm bestimmen lassen, wie wir auch unseren Nächsten immer wieder nicht lieben wie uns selbst. Ja, Gottes Willen zu kennen ist das eine – ins Reich Gottes zu kommen, ist das andere. Und in das kommt man nicht dadurch, dass man alle Gebote Gottes einhält, auch nicht dadurch, dass man wenigstens die wichtigsten beiden, das eine Doppelgebot der Liebe einhält. Das schafft nämlich keiner. Ins Reich Gottes kommt man nur durch Christus, der unendlich mehr ist als ein Lehrer des

Gesetzes. Er ist ja nicht weniger als unser Retter, als der eine wahre Gott, der sich aus Liebe zu uns ganz und gar hingibt, bis in den Tod, damit wir nicht bloß nahe dran sind am Reich Gottes, sondern tatsächlich in dieses Reich aufgenommen werden. In dieses Reich Gottes aufgenommen worden sind wir ja nicht, weil wir besser wären als jener Schriftgelehrte hier im Evangelium, weil wir Gott und unseren Nächsten mehr geliebt hätten als er. Was die Liebe zu dem einen Gott angeht, können wir uns vielleicht sogar von so manchem Juden noch etwas vormachen lassen. Dennoch dürfen wir gewiss sein und bleiben, dass Gott uns angenommen hat.

Wenn wir anderen aus dieser Haltung heraus begegnen, wird Verständigung möglich. Beim Schriftgelehrten begann sie damit, dass er sich eine eigene Meinung bildete, nachfragte, das eigene Schubladendenken verließ, die Freiheit der Gedanken in Anspruch nahm und die eigenen Vorgaben hinterfragte. Wie ihm hat Jesus auch uns eine Brücke gebaut, um uns auf den Weg mit ihm einzulassen. Der Kern des Willens Gottes ist so am Ende, dass wir diese Brücke betreten, ihm nachfolgen und Gott und den Nächsten lieben. Amen.

© Pfr. Gerhard Triebe

CoSi Nr. 783 (Longing for light / Suchend nach Licht)

Bibeltexte: © Lutherbibel, revidiert 2017 | © 2016 Deutsche Bibelgesellschaft, Stuttgart